

St. Marien-Liebfrauen heute: Ein Stück Zukunft für die Kirche



Als ich vor fünf Jahren zum ersten Mal an einem Gottesdienst in St. Marien-Liebfrauen teilnahm, wusste ich nicht, was mich dort erwarten würde. Ich kannte die wild bewegte Vorgeschichte der Gemeinde nicht: wusste weder etwas von Pfarrer Schlütter oder von Pfarrer Klieschs Gesprächskreisen mit Punks und Muslimen, kannte weder die Suppenküche noch die Notübernachtung und hatte auch von dem evangelischen Obdachlosen-Pfarrer Ritzkowsky noch nichts gehört, dessen Erbe der ehemalige Pastoralreferent Hans-Joachim Ditz versucht hat anzutreten.

Ich hatte lediglich gelesen, dass sich die Polizei angeblich nur noch in Mannschaftsstärke in den berüchtigten Wrangelkiez hineinwagt – und ich war mit einigen dunklen Andeutungen über einen radikalen Fokolar-Priester ausgestattet worden, der offensichtlich manchen in der Bistumsverwaltung suspekt war.

Dann erlebte ich eine von Pfarrer Richard Schmidts Messfeiern. Für die Predigt stieg er auf die Kanzel – nicht, um höher als die Gemeinde zu stehen, sondern um ihr näher zu sein. In der Predigt kam er auf erstaunliche Themen zu sprechen. Unter anderem ging es um den Kampf eines Mungos mit einer Schlange und um seine Theorie von Zeitgittern. Er ließ sich, so glaube ich inzwischen, beim Predigen vom Heiligen Geist tragen – und manchmal auch davon tragen. Aber selbst in dieser ersten Predigt war seine Begeisterung ebenso spürbar wie seine Liebe zu den Menschen.

Ich kam wieder und staunte über die Obdachlosen, die während des Gottesdienstes mit ihren Plastiktüten raschelten und gelegentlich, wenn es ihnen zu lange wurde, auch wieder hinauseilten. Mir fielen die tamilischen Ministrantinnen und Ministranten auf und ich sah in die Gesichter der Menschen, die sich zur Kommunion um den Altar versammelten, manche die Arme über der Brust gekreuzt als Zeichen, dass sie statt der Hostie den Segen erbitten. Jedes dieser Gesichter hatte eine Geschichte zu erzählen; es waren nicht die satten, manchmal etwas gelangweilten Gesichter, die ich aus der bayerischen Gemeinde kannte, in der ich aufgewachsen war. Bisher war ich mit der Haltung einer Konsumentin in die Kirche gegangen. Ich hatte die Gemeinden, in die ich sonntags zur Messe ging, danach ausgesucht, ob die jeweiligen Anfangszeiten mir passten und ob ich eine an-

spruchsvolle Predigt erwarten konnte. In St. Marien-Liebfrauen habe ich zum ersten Mal den Wunsch verspürt, Teil einer Gemeinde zu sein und mich als Gemeindemitglied zu engagieren. Denn hier findet etwas statt, was für die Kirche insgesamt Zukunft bedeuten kann.



Das beginnt bereits bei dem Umfeld, in dem St. Marien-Liebfrauen sich befindet und in dem die Gemeinde sich hier ebenso wie am Standort St. Michael bewähren muss. Christen sind in Kreuzberg deutlich in der Minderheit. Im traditionell linken Kiez gibt es auch antikirchliche Tendenzen; an den Hauswänden sind Graffiti-Sprüche zu lesen wie: „Nieder mit den Pfaffen“. Während in Berlin Kirchengebäude verkauft werden, sind derzeit allein in der näheren Umgebung von St. Marien-Liebfrauen drei neue Moschee-Bauten geplant. Wenn die Gemeinde die Auferstehungsfeier im Hof der Kirche beginnt, stehen Schaulustige auf den Balkonen der Wohnungen gegenüber und auf dem Bürgersteig und amüsieren sich über das Häuflein vermeintlich Verrückter, das da mitten in der Nacht um ein Feuer tanzt. Zwar hat auch die katholische Kirche in meiner bayeri-

schen Heimat - wie überall in Deutschland - mit Mitgliederschwund, Kirchenaustritten und leeren Kassen zu kämpfen. Eine so radikale Diaspora-Situation wie man sie als Katholikin in Kreuzberg erfährt, steht Katholiken andernorts allerdings noch bevor – zumindest in den alten Bundesländern.

Wenn die Kirche auf diese Situation durch den Rückzug auf sich selbst reagiert und die wenigen entschlossenen Gläubigen um sich scharf, wird sie ihrem Auftrag nicht mehr gerecht, die frohe Botschaft in die Welt zu tragen. Christi Aufforderung an seine Jünger, Salz der Erde zu sein, bedeutet, dass die Christen sich immer auch in und für die Gesellschaft engagieren müssen. Die Glaubwürdigkeit und die Kraft für diese Aufgabe lassen sich aber nur aus gelebter Spiritualität schöpfen. Es gibt Christen, die vor lauter Offenheit für Andere ihren eigenen Glauben als Quelle der Hoffnung aus dem Blick verlieren und am Ende nicht viel mehr betreiben als gutgemeinte, aber letztlich orientierungslose Sozialarbeit.

Auch die Gemeinde St. Marien-Liebfrauen / St. Michael will offen für Andersgläubige und für Nichtgläubige sein. Wir beteiligen uns an der Nacht der offenen Kirchen und am Tag des offenen Denkmals, nehmen an interreligiösen Gebetstreffen und ökumenischen Gottesdiensten teil, verwandeln den Gemeindesaal in eine Garküche für das Kreuzberger Suppenfest und laden die syrisch-orthodoxe Gemeinde zu unserer Karfreitagsfeier ein. Die Angebote für Wohnungslose ziehen Menschen aus ganz Berlin nach St. Marien-Liebfrauen.

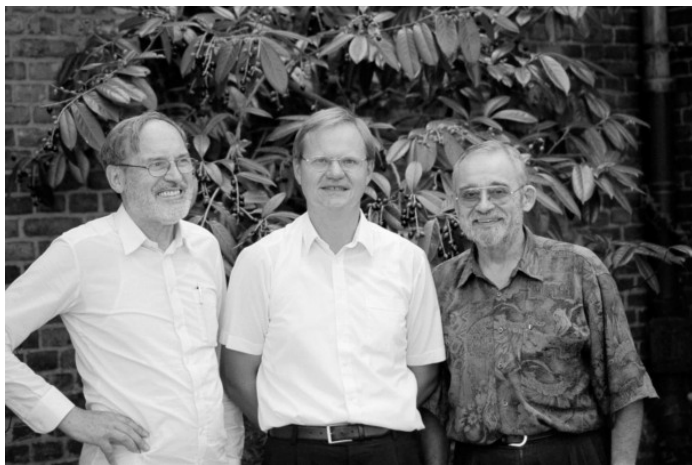
Das Besondere an der Gemeinde ist dennoch nicht allein ihre Offenheit und auch nicht ihr soziales Engagement, sondern die Tatsache, dass beides getragen wird von der tiefen Spiritualität vieler ihrer Mitglieder. Diese gelebte Frömmigkeit hat nichts mit Herdenmentalität zu tun, im Gegenteil: der Amtskirche gegenüber sind die meisten dieser Gläubigen skeptisch bis kritisch eingestellt. Die wenigsten sind in einem katholischen Milieu aufgewachsen und als Erwachsene der Kirche dann unbeirrt treu geblieben. Bei den meisten gab es zumindest eine Lücke in ihrer kirchlichen Biographie oder aber einen Bruch in ihrem Leben, der sie erst zum Glauben geführt hat.

Da ist zum Beispiel Hartmut Geisler, der bereits durch seine tätowierten Arme und seine Boxerstatur kenntlich macht, dass er für seine Ziele zu kämpfen bereit ist. Er ist viel herumgekommen in seinem Leben und hatte mit der Kirche seiner Kindheit viele Jahre lang nicht mehr viel zu tun. Über die Beschäftigung mit Philosophie ist er in den 80er Jahren in den Bibelgesprächskreis des damaligen Pfarrers Klaus Kliesch geraten, hat sich dann aber zunächst einer freikirchlichen Gemeinde zugewandt, weil er davon überzeugt ist, dass man einer Gemeinde neue pastorale Konzepte nicht einfach von außen überstülpen kann, sondern dass Gemeinde von unten wachsen muss. Schließlich ist er nach St. Marien-Liebfrauen zurückgekehrt und hat sich zum Vorsitzenden des Pfarrgemeinderats wählen lassen, aber nicht etwa aus Liebe zur Gremienarbeit: was ihn antreibt, sind nach eigener Aussage „Wut und Begeisterung“.

Oder Roswitha Lauterborn, eines der am längsten aktiven Mitglieder der Gemeinde, die gemeinsam mit Franz dafür sorgt, dass St. Michael unter der Woche als Raum für Stille und Anbetung offen ist. Bis zu ihrem 40. Geburtstag war Glauben für sie eher eine Frage der Vernunft als der Liebe. Dann machte sie eine Ostererfahrung: Sie besuchte eine Messe unter schrecklicher Atemnot aufgrund eines jener Asthma-Anfälle, von denen sie seit ihrer Kindheit gequält wurde. Das Evangelium handelte an jenem Tag von der Kranken, die Jesu' Gewand berührt und dadurch geheilt wird. Obwohl sie Wunderglauben bis dahin für etwas Irrationales gehalten hatte, bat sie Gott um Hilfe oder doch zumindest um Trost. Seit sie die Kirche an

jenem Tag verlassen hat, sagt sie, habe sie niemals wieder einen Asthma-Anfall bekommen.

Diese und viele andere Gläubige sind nicht einfach in die Gemeinde hinein gewachsen oder an ihr hängen geblieben, sondern sie haben sich für ein Leben mit Gott entschieden. Davon zeugen auch die Erwachsenentaufen, von denen ich in den vergangenen fünf Jahren nun schon einige miterlebt habe. Vor allem auch dank solcher Menschen sind unsere Bemühungen um eine offene Kirche und um ein Leben mit den Armen mehr als bloßer nach außen gerichteter Aktionismus. Dazu kommen die verschiedenen Gemeinschaften, die die soziale Problematik als ihre Berufung sehen und die Gemeinde spirituell prägen: Die Kommunität der Franziskanerinnen von Sießen, die beiden Schwestern vom Armen Kinde Jesu, die Arbeitermissionare Pater Gaspard und Pater Manfred, die mittlerweile nach Frankreich weitergezogen sind, die Gemeinschaft Brot des Lebens und die Missionarinnen der Nächstenliebe vom Orden der Mutter Teresa. Ihrer aller Arbeit mit den Armen, aber eben auch ihr spirituelles Leben ziehen wiederum Menschen an, die sich in der Gemeinde engagieren wollen, auch wenn sie selbst nicht gläubig sind.



Pater Gaspard, Pfr. Polossek, Pater Manfred

Wir wollen mit den Armen leben, offene Kirche und Ort spirituellen Lebens sein. Diese Charakteristika des Gemeindelebens prägen auch unser Profil nach außen hin. Allerdings haben wir uns dieses Profil nicht ausgesucht, es ist aus der Lage und der Geschichte der Gemeinde gewachsen sowie aus den persönlichen Lebens- und Glaubensgeschichten ihrer Mitglieder. Man muss die Verhältnisse nehmen, wie sie sind, und ihnen gerecht zu werden versuchen: Dieser Herausforderung hat Pfarrer Olaf Polossek sich bewusst gestellt, als er die Gemeinde vor fünf Jahren übernommen hat. Gemeinde ist, wo sie sich ereignet, und nicht dort, wo Kirche verwaltet wird. In diesem Sinne hat er gemeinsam mit anderen Mitgliedern des Pastoralkonvents auch dem Erzbischöflichen Ordinariat geschrieben, dessen jüngste Sparpläne der Eigenständigkeit des Gemeindelebens die Grundlage zu entziehen drohen.

Das Leben mit den Armen zieht Menschen an; es bindet aber auch Zeit, Raum und Kräfte. Vieles andere, was an sich wünschenswert wäre, unterbleibt. Manche fühlen sich von den Obdachlosen an den Rand gedrängt, ärgern sich über herumliegende Kippen im Kirchhof oder darüber, dass das Gemeindeleben selbst vor lauter Einsatz für die Armen zu kurz komme. Dabei richtet sich der Ärger vermutlich weniger gegen die Notübernachtung in den Gemeinderäumen oder die Suppenküche der Mutter Teresa-Schwestern, sondern viel mehr gegen die Teilnahme der Suppenküchen-Kunden an Gottesdiensten, am Sonntagscafé oder an Pfarrfesten. Gerade davon aber profitiert wiederum die Gemeinde, denn die Verkündigung der Frohen Botschaft für alle Gemeindemitglieder gewinnt dadurch an Tiefe, dass Arme und Obdachlose Teil der Gemeinde sind.

Als die Missionarinnen der Nächstenliebe vor 20 Jahren in St. Marien-Liebfrauen eine Suppenküche eröffneten, wurde ihnen von linken Kreuzbergern vorgeworfen, dass sie Sozialarbeit des 19. Jahrhunderts betreiben würden: wohlätig, aber apolitisch. Ganz so politisch folgenlos, wie es diese Kritiker befürchtet hatten, blieb das Leben mit den Armen in der Gemeinde allerdings nicht: Pfarrer Schlütter und Pfarrer Schmidt kritisierten öffentlich den damaligen Innensenator Schönbohm, als der Ende der 90er Jahre die Wagenburg am Bethaniendamm räumen ließ, und boten den Wagenburglern Stellplätze an. Später unterstützte die Gemeinde den Pastoralreferenten des Dekanats, Hans-Joachim Ditz, der nach dem Tod von Pfarrer Ritzkowsky im Januar 2003 als Sprecher der „AG Leben mit Obdachlosen“ gegen den Versuch der Deutschen Bahn und der BVG kämpfte, Obdachlose aus dem öffentlichen Raum zu verbannen.

Tatsächlich hat dieses Engagement aber nicht dazu geführt, dass die Gemeinde im großen Stil versucht hätte, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern. Es ist viel mehr das spirituelle Leben der Gemeinde, das von der Obdachlosenarbeit profitiert hat. Das wiederum kommt allen zugute, nicht nur den Ordensleuten und Laien, die sich tatsächlich dem Leben mit den Armen verschrieben haben.

Durch die Präsenz der Obdachlosen bei Gottesdiensten und Veranstaltungen bekommt die Verkündigung des Glaubens einen anderen Hintergrund; sie muss ihre Glaubwürdigkeit auf andere Weise beweisen. Dieser Aufgabe muss sich auch der Priester stellen: Was predigt man den Armen, wenn sie selbst Adressaten sind und nicht immer nur diejenigen, in deren Namen an Mitleid und Großzügigkeit appelliert wird? Pfarrer Polossek hat die Erfahrung gemacht, dass das Evangelium einen anderen Resonanzboden bekommt, wenn er es Obdachlosen verkündet: Manche Worte klingen dann tiefer. Das spüren auch Außenstehende, wenn sie der Zufall oder ein Be-

such bei Berliner Verwandten in die Sonntagsmesse oder in einen der Werktags-Gottesdienste in der Seitenkapelle des Kirchenschiffs führt.

Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben, nehmen die Frohe Botschaft oft ernster als Menschen, die angesehene Mitglieder dieser Gesellschaft sind. Wenn ihnen die Auslegung des Evangeliums nicht einleuchtet, kann das deshalb auch mitten in der Messfeier zum offenen Streit zwischen Pfarrer und Kirchenbesuchern führen. Der Pfarrgemeinderat hat beschlossen, dass die Gemeinde auch für solche Individualisten und Randexistenzen offen sein will. Am Standort St. Michael in der Waldemarstraße ist die Arbeit mit ihnen daher einer der Schwerpunkte der Gemeindegemeinschaft und soll es auch bleiben, neben der Kinder- und Jugendkatechese und der Zusammenarbeit mit der Jugendkirche des Bistums.

Die Tatsache, dass es unter den Gemeindegemeinschaftsmitgliedern auch Menschen gibt, die man andernorts als „Freaks“ bezeichnen würde und die nicht kompatibel sind mit der bürgerlichen Gesellschaft, ist eine Provokation. Immer wieder stellt sie mich in Frage, die ich stolz darauf bin, mein bürgerliches Leben mitten in diesem Kiez zu führen, anstatt in ein wohlhabenderes Stadtviertel zu ziehen. Genügt das? Sollten die Konsequenzen, die ich aus dem Evangelium ziehe, nicht radikaler sein? Jesus tatsächlich in einem Armen zu sehen, seine Botschaft aus dem Mund eines Obdachlosen zu hören, ist etwas völlig anderes, als selbstgefällig den eigenen Altruismus zu zelebrieren, um anschließend in die gemütliche Wohnung heimzukehren.

"OFFENE KIRCHE"
"LEBEN MIT DEN ARMEN"
"ORT FÜR SPIRITUELLES LEBEN"

Nach fünf Jahren in der Gemeinde St. Marien-Liebfrauen / St. Michael fürchtet Pfarrer Polossek allmählich, dass auch er selbst für eine gutbürgerliche Vorortgemeinde nicht mehr kompatibel ist. Wenn ihm andere Pfarrer ihre pastoralen und liturgischen Probleme schildern (Kann man einen Protestanten zur Kommunion zulassen? Darf man Arme einzeln segnen? Darf man Protestanten die Beichte abnehmen?), kann er nicht umhin, in sich hineinzulachen. Das Spektrum an Menschen, mit denen er es in St. Marien-Liebfrauen / St. Michael zu tun hat, ist einfach so viel breiter. Da gab es zum Beispiel vor einigen Jahren jene Dreifach-Taufe: Der erste Täufling war der Sohn einer esoterisch angehauchten Jüdin und eines Theaterregisseurs, der aus der evangelischen Kirche ausgetreten war; die Verwandten des zweiten waren den Justizbehörden offenbar bestens bekannt, der dritte hatte einen afrikanischen Muslim als Vater und eine bayerische Katholikin als Mutter.

Olaf Polossek kommt aus Ostdeutschland, wo die wenigen Katholiken dem antireligiös gesonnenen Regime jahrzehntelang getrotzt haben, indem sie

sich innerkirchlich eng an die römischen Vorgaben hielten und ansonsten nach außen hin die Reihen dicht geschlossen hielten. Anschließend war er Seelsorger für die Pfadfinderjugend. Durch seine Kreuzberger Erfahrungen hat sich seine Perspektive verschoben; in gewisser Weise ist er selbst mit an den Rand gerutscht. Dennoch ist er zugleich Pfarrer einer ganz normalen Gemeinde, in der es auch um die ganz normalen Aufgaben jeder Gemeinde geht: die Kontinuität der Seniorenarbeit muss abgesichert, die Jugendarbeit aufgebaut werden, und der Haushalt muss trotz der immer neuen Sparauflagen am Jahresende ausgeglichen sein. Die Gemeinde St. Marien-Liebfrauen / St. Michael hat durch ihre besondere Geschichte und durch besondere Menschen, die in ihr gewirkt haben, vieles zu bieten, was man andernorts vergeblich sucht. Pfarrer Polossek will diesen Weg weitergehen, aber für ihn kommt es darauf an, die gesamte Gemeinde dabei mitzunehmen.

Das wird nur gelingen, wenn jedes Gemeindemitglied seinen Teil dazu beiträgt, denn ob es in St. Marien-Liebfrauen / St. Michael überhaupt noch hauptamtliche Mitarbeiter geben wird, wenn Gemeindefereferent Reinhard Herbolte in wenigen Jahren in Rente geht, erscheint angesichts der Finanzkrise des Bistums alles andere als sicher. Die Kirche wird viel stärker eine Kirche der Laien werden müssen, um für die Zukunft gerüstet zu sein. Diese Erkenntnis, vielerorts nur aus der Not geboren, trifft St. Marien-Liebfrauen / St. Michael paradoxerweise weniger hart als andere Gemeinden. Die Gemeinde war schon immer arm, ohne Laien wären die pastoralen und liturgischen Aufgaben schon lange nicht mehr zu bewältigen gewesen. Es gibt einen Liturgiekreis und Ehrenamtliche, die sich um die Kinderkatechese kümmern, einen ehrenamtlichen Küsterdienst, Gottesdienstbeauftragte und Lektoren sowie Gebets- und Bibelkreise, die von Laien getragen werden. Demnächst sollen verstärkt Ehrenamtliche für die Seniorensorge gewonnen werden. Das setzt aber voraus, dass die Laien auch sehr viel mehr Verantwortung übertragen bekommen, als das bislang üblich war.

Je stärker pastorale Aufgaben von Laien übernommen werden, desto mehr muss sich das hierarchische Verhältnis zwischen Geistlichen und Laien, aber auch zwischen Zentralverwaltung und Gemeinden ändern. In Zukunft werden die Laien nicht mehr einfach dem Pfarrer zur Hand gehen, während er sich die Entscheidung in allen wesentlichen Fragen vorbehält. Dies gilt nicht nur für St. Marien-Liebfrauen / St. Michael, sondern für die katholische Kirche insgesamt – und hier zeigt sich in besonderer Weise, dass die derzeitige Krise der Kirche auch eine Chance sein kann, indem sie Anstoß für überfällige Reformen gibt.